This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Gp
51
60

Jp 51-60

GIFT OF

EZRA ABBOT

OF CAMBRIDGE

HARVARD COLLEGE LIBRARY

[illegible] Müller, J. G. 1839.

Philo Judaeus

Gr 51. 60.

Ueber die

Texteskritik der Schriften

des

Juden Philo.

Einladungsschrift

zur

Rede des zeitigen Rector magnificus

Herrn

Prof. Dr. K. F. Meisner

von

Johann Georg

Prof. Lic. J. G. Müller.

Basel,

gedruckt bei August Wieland, Universitätsbuchdrucker.

1839.

1873. Sept. 8

Yours &c

Ezra Abbot,

of Cambridge

HARVARD UNIVERSITY
LIBRARY
JAN 24 1991

Seit einiger Zeit mit einem Commentar über die Schrift des Juden Philo von der Weltschöpfung (περὶ κοσμοποιίας, gewöhnlich unter dem Lateinischen Titel citirt de mundi opificio) beschäftigt, hat sich mir unter der allmählig entstandenen Vertrautheit mit den Einzelnheiten des Textes dieser Schrift von selbst eine Gesammtansicht über die Natur und Geschichte des Textes der philonischen Schriften überhaupt gebildet, welche von sämmtlichen bisherigen abweicht. Da sich mir diese Ansicht auf historischem Wege und nach einer genauern Zuziehung der kritischen Zeugen, als dieß bisher der Fall war, ergeben hat, so hat mir die Neuheit derselben kein Mißtrauen eingeflößt, und ich übergebe das auf geschichtliche Weise gewonnene Resultat der Prüfung der Sachkundigen am schicklichsten in der Form einer Geschichte des gedruckten philonischen Textes.

Es kann nicht befremden, daß die Theologen in unsern Tagen des Bestrebens, die verschiedenen Entwicklungen des menschlichen Bewußtseyns in göttlichen Dingen historisch zu verfolgen und darzustellen, auch auf den alexandrinischen Juden Philo hingeführt worden sind. Bedenkt man das Zeitalter und den Aufenthaltsort dieses Schriftstellers, sie sind beide gleich wichtig durch den Zusammenstoß so verschiedener Elemente der antiken Bildung, — werfen wir den Blick auf die biblischen und die classischen Bestandtheile seiner Theologie, wir gewahren bei keinem vor ihm diese Vereinigung der für die Menschheit einflußreichsten Momente der Humanität, wie sie hier das erste Mal zu einer Theologie in unserm Sinne des Wortes zusammenschlagen. Man nehme noch dazu den befruchtenden und bereichernden Einfluß des gesammten heidnischen Orients, welcher diesen Juden zum Vorgänger der Neuplatoniker, Neupythagoräer und so mancher anderer später nicht unwichtigen Richtungen stempelt. Als das Christenthum in seiner Wiege lag, concentrirte die alte Welt noch einmal zurückblickend ihre bedeutendsten theologischen Elemente und Resultate in diesem bibelgläubigen Schüler Plato's und der Stoa. Welche Stellung vorwärts und rückwärts!

Im Gefühle dieser Bedeutung des Mannes haben denn auch die Theologen mit größerm Fleiße als früher die philonische Theologie dargestellt, wie Großmann in seinen quaestiones philonianae, Gfrörer in seinem Urchristenthum, Dähne in seiner geschichtlichen Darstellung der jüdisch-alexandrinischen Religionsphilosophie. Ihre systematischen Darstellungen sind allgemein bekannt geworden. Weniger hatte sich dieser Schriftsteller, der an Wichtigkeit keinem andern Alexandriner nachsteht und viele noch nicht ausgebeutete

Daten für die Geschichte der Philosophie darbietet, der Aufmerksamkeit der Philologen unserer Zeit zu erfreuen. Und doch ist eine exegetische Bearbeitung eines solchen Eklektikers nicht minder wichtig als eine systematische Darstellung.

Dagegen hat bereits die Texteskritik ihre Blicke wieder auf Philo gerichtet; der verdiente Friedrich Creuzer sprach in den theologischen Studien und Kritiken (1832. 1.) seine Ansichten über manche Gebrechen der gegenwärtigen Beschaffenheit des philonischen Textes aus, — und ebenso hat schon seit geraumer Zeit Herr Prof. Großmann eine kritische Ausgabe der philonischen Schriften angekündigt (quaest. I. 7.). Da diese Arbeit sich indessen zu verzögern scheint, so dürfte der Text der Schrift de mundi opificio, den ich meinem Commentar voranzuschicken gedenke, einstweilen als eine Vorarbeit gelten, für welche ich hier in diesen Zeilen Rechenschaft ablege. Sind meine bei Aufstellung des Textes dieser Schrift befolgten Grundsätze richtig, so ist klar, daß sie auch für die Kritik der meisten übrigen wo nicht aller philonischen Schriften von Gewicht sein müssen. Allerdings kann die größtmögliche Sicherheit in Aufstellung und Durchführung von Grundsätzen im Einzelnen erst aus einer nochmaligen strengen und vollständigen Collation der sämmtlichen Quellen des Textes sich ergeben. Bis dieß durch die vereinten Bemühungen Vieler geschehen sein wird, halte ich es dem Interesse der Wissenschaft angemessen, auf diejenigen Resultate hier aufmerksam zu machen, auf welche die Kenntniß und sorgfältigere Vergleichung des bereits vorhandenen Materials hinführte.

Mag auch die Texteskritik nicht Jedermanns Sache sein und mithin der von mir für eine akademische Gelegenheitsschrift gewählte Gegenstand keineswegs schon von vorn herein jenes allgemeinen Interesses sich zu erfreuen haben, welches sonst gewöhnlich dergleichen Schriften bei dem gebildeten Publikum hiesiger Stadt entgegenkommt, so mache ich meiner Seits hier gern darauf aufmerksam, daß das gewöhnliche Vorurtheil so vieler nicht immer ungelehrter Leute, welches sie gegen die Kritik als eine todte Variantenjägerei hegen, ein ungerechtes, wo nicht gar ein unverständiges, sei, trotz dem, daß man es auch noch so oft hören muß. Seit der Wiederherstellung der Wissenschaften und des Textes der heiligen und der klassischen Schriften haben, wie bekannt ist, die scharfsinnigsten und gelehrtesten Philologen durch eben diese Kritik einen unsterblichen Namen erworben, was doch sicherlich, die Richtigkeit jenes Vorurtheils vorausgesetzt, zu begreifen unmöglich wäre. Aber jene Männer wurden eben berühmt nicht durch das bloße Aufhäufen der Einzelnheiten des kritischen Stoffes, wie nothwendig dieß auch ist, sondern durch den Blick, der in die Einzelnheiten Licht brachte, Wissenschaft gestaltete, Kunst übte, nicht anders als wie es auf jeglichem andern Gebiete menschlicher Wissenschaft herzugehen pflegt. Ich wenigstens scheue mich nicht offen zu gestehen, daß von dem Momente an, in welchem mir die Verhältnisse des philonischen Textes klar wurden, die gesammelte Variantenmasse mir als ein belebtes Ganzes erschien, dessen Betrachtung mir Freude machte.

Doch zur Sache! Als der in gegenwärtiger Zeit noch immer angenommene Text ist der Mangey'sche anzusehen, welcher den neuern Ausgaben von Pfeiffer, Richter und der philonischen Chrestomathie zu Grunde liegt. Bloß ist hie und da in gewissen auffallenden oder auffallend scheinenden Fällen etwas geändert, nach durchaus vereinzelten, zufälligen, nirgends consequent festgehaltenen äußern und innern Bestimmungsgründen. Auf keinem andern Standpunkte befinden sich auch die in unsern Tagen so wichtig gewordenen Darstellungen des Systems, welche in der Regel nach dem Mangey'schen Texte ihre Citate geben.

Und doch ist seit dem Erscheinen der Mangey'schen Edition (1742) bis jetzt einstimmig von den Kritikern das Urtheil ausgesprochen worden, daß dieser Text solches Ansehen auf keine Weise verdiene. Creuzer weist hier auf die Namen eines Ernesti, Dorville, Valkenär, Ruhnkenius, Markland, und er selbst ist seinerseits nicht weniger bemüht, Blößen dieser Ausgabe aufzudecken. Der Fehler, auf welchen sowohl er als auch die übrigen Kritiker mit um so größerer Strenge vorzugsweise hinweisen, je kecker Mangey behauptet, er habe den Text nirgends aus bloßer Conjektur geändert, sind gerade die zum Theil willkührlichen und überflüssigen, zum Theil ganz fehlerhaften und gegen die Sprache anstoßenden Conjekturen Mangey's. Diesen Tadel habe ich auch nichts weniger als übertrieben gefunden, die angeführten Thatsachen sprechen zu deutlich, und je mehr man seine eigene Aufmerksamkeit auf die Gestaltung des philonischen-Textes richtet, desto mehr wird man in diesem Urtheil bestärkt, und die Fälle, in denen seine willkührlichen Conjekturen in ihrer Willkühr hervortreten, mehren sich einem in dem Grade, als man eine klare Einsicht in das richtige positive Verfahren zu Wiederherstellung dieses Textes gewinnt.

Dennoch ist nach meiner gewonnenen Ueberzeugung dieser Fehler noch nicht der bedeutendste und schädlichste des Mangey'schen Textes. Die Conjekturen sind größtentheils als solche angeführt, und konnten leicht, wo sie offenbar fehlerhaft und schülerhaft erschienen, von den nachfolgenden Herausgebern vermieden werden. Zu dem kommt noch, daß die Fälle auch nicht unerhört sind, in denen Mangey's (oder eines andern?) Conjektur ein günstiges Vorurtheil für sich hat. Einmal sind die Kritiker ziemlich darüber einverstanden, und haben auch nur zu einseitig vorzugsweise diesen Punkt ins Auge gefaßt, daß dem überlieferten Texte Philo's nothwendig hie und da mit Conjekturalkritik müsse nachgeholfen werden; — und dann, was hier von Gewicht ist, giebt es sogar Emendationen Mangey's, welche durch die erst seither von Pfeiffer mitgetheilten Varianten des Codex A, von dessen Wichtigkeit sogleich die Rede sein soll, sekundirt und gestützt werden. Dergleichen will ich am Schlusse einige anführen.

Der Hauptfehler Mangey's besteht nach meiner Ansicht, die gerade hierin am meisten von der gewöhnlichen abweicht, in einem Verfahren dieses Herausgebers, worin er nach letzterer zu wenig, nach meinem Urtheil zu viel that, — er hat nämlich seinen neuen Handschriften im Gegensatz zu den ältern Editionen zu großen Einfluß eingeräumt. So

[illegible] Müller, J. G. 1839.

Philo Judaeus

Gr 51. 60.

Ueber die

Texteskritik der Schriften

des

Juden Philo.

Einladungsschrift

zur

Rede des zeitigen Rector magnificus

Herrn

Prof. Dr. K. F. Meisner

von

Prof. Lic. J. G. Müller.

Basel,

gedruckt bei August Wieland, Universitätsbuchdrucker.

1839.

den cod. Med. als einen der vorzüglichsten bezeichnen. Sei es nun, daß er, wie Pfeiffer will, mehrere Handschriften dieses Namens verwechselte, sei es, daß der Charakter dieser Handschrift ihm besonders einleuchtete, oder welcher sonstige Grund hier stattfinden mag, genug, die von Mangey und Pfeiffer unter diesem Namen mitgetheilten Lesarten tragen den von mir angegebenen Charakter an sich, wozu noch das Bedenkliche sich beigesellt, daß sie hie und da aus solchen der andern zusammengesetzt sind. Er scheint neben anderm auch noch nach einem Exemplar des ältern unrecensirten Textes zusammengesetzt worden zu seyn, daher sogar, wenn auch in wenigen Fällen, Uebereinstimmungen mit dem bald näher zu bezeichnenden codex A gegen die andern Quellen sich finden.

Mangey theilt auch noch die Lesarten aus Eusebius und Joannes Damascenus mit. Erstere haben auf der Grundlage des jüngern Textes sehr viele Verderbnisse und Verstümmelungen; — die des letztern sind selten, und nicht immer wörtliche Anführungen, so daß man nicht leicht mit einiger Sicherheit ihren kritischen Werth im Allgemeinen bestimmen könnte.

Neben den Quellen und den theoretischen Grundsätzen Mangey's kommt nun aber noch sein Verfahren bei Aufstellung des Textes in Betracht. Während er den cod. Med. für den besten erklärt, hat er nur in einzelnen Fällen, aber gar nicht in den meisten, dessen Lesart aufgenommen. Allerdings erhielt er dessen Collation erst, als die Schrift de mundi opificio schon gedruckt war, allein in dem hinten beigefügten Nachtrag hätte er immerhin, wo er dessen Lesarten anführt, seinen theoretischen Grundsätzen gemäß handeln und den Text nachträglich verändern können. Nicht weniger schwankt er in der Praxis, wem er den Vorzug geben wolle, den Editionen oder seinen Handschriften. Er theilt seine Gunst in zwei ungefähr gleiche unpartheiische Hälften, wobei denn allerdings seine Edition sich noch mehr von Turnebus entfernen mußte als irgend eine der frühern. Freilich war es nicht wohl möglich einen reinen Text der jüngern Familie zu geben, weil ja ihre Quellen nicht gerade auf Eine Recension im eigentlichen Sinne des Wortes zurückzuführen sind, sondern mehr oder weniger ihren unabhängigen Gang gehen, wenn auch allerdings nach demselben Hauptcharakter. Indessen hätte er consequenter Weise nach seinem ausgesprochenen Worte den codex Mediceus zu Grunde legen sollen.

In seinem inconsequenten, unhistorischen Verfahren aber beruht nun der eigentliche, verwirrende Fehler der Mangey'schen Edition, deren Text den folgenden zu Grunde liegt, welche bloß hie und da glückliche oder unglückliche Verbesserungen hineinstecken, ohne sich von einem Grundsatze oder einem Systeme, das aus der Geschichte des Textes hergenommen wäre, leiten zu lassen. Man mag eine Ansicht über den Text haben welche man will, die Mangey'sche selbst, die seiner bisherigen Gegner, oder die unsrige, — das Verfahren Mangey's und seiner Nachfolger ist auf jeden Fall ein fehlerhaftes.

Dagegen besteht ein großes Verdienst der Pfeiffer'schen Ausgabe (1820) darin, daß sie Varianten des codex A in ziemlicher Anzahl und bei den wichtigsten Fällen mittheilt. Dieser codex, der sich in München befindet, ist zwar nicht gerade alt, er soll dem vierzehnten Jahrhundert angehören, floß aber ziemlich rein, wie es scheint, aus einem codex membranaceus, welcher früher der großen Bibliothek des berühmten Patriarchen und Kardinals Bessarion zugehörte und später mit derselben nach Venedig kam. Die Varianten dieses codex sind darum von der größten Wichtigkeit, weil sie in den meisten und gerade in den charakteristischen Fällen gegen die zweite Familie mit Turnebus zusammenstimmen, wodurch denn unser früher gefälltes Urtheil über letztern, das bis jetzt noch so etwas kühn in der Luft zu schweben scheinen konnte, und über das Verhältniß beider Klassen von Varianten zu einander, eine wie man sieht bedeutende Stütze erhält. Auch hier finden sich übrigens, wie bei Turnebus, Zufallsfehler, bei denen dann gewöhnlich beide einander widerstreiten, und die richtige Lesart des einen gegen den andern schon äußerlich durch das Hinzutreten der zweiten Familie entschieden wird. Diese Bedeutsamkeit des codex A ist seither in einzelnen Fällen von Richter, und verhältnißmäßig in noch ausgedehnterm Maaße von Dahl anerkannt, aber eben nur in einzelnen Fällen angewendet worden. Immerhin aber hat man, wie früher von Turnebus bis zu Mangey dem jüngern Text entgegen gehend, so jetzt von Mangey an, besonders durch den cod. A veranlaßt, sich allgemein dem ältern wieder genähert, wenn auch nicht in den theoretischen Grundsätzen, so doch in der Praxis des aufzustellenden Textes, daher denn auch in dieser Hinsicht unser Verfahren als ein durch die Geschichte bedingtes erscheint.

Aus dieser Lage des gedruckten Textes nun und den Verhältnissen der einstweilen dargebotenen Hülfsmittel ergeben sich für die Ausmittlung des ältesten überlieferten Textes, von dessen Grundlage aus der wahre Text zu bestimmen seyn wird, folgende einfache Regeln:

1. Da die Edition des Turnebus und der codex A denselben Hauptcharakter eines alten Textes im Gegensatz zu allen andern Quellen an sich tragen, so ist in der Regel die beiden gemeinschaftliche Lesart allen übrigen vorzuziehen und als die älteste überlieferte anzusehen. Nach diesem einfachen Gesetze wird eine Masse differirender Stellen auf eine historische und so zu sagen bloß äußerliche Weise hergestellt.

Die große überragende Mehrzahl dieser Stellen trägt gleich auf den ersten Anblick den von mir angegebenen Charakter der ältern Familie an sich, und ist ganz unzweifelhaft, wenn man sich einmal über den Hauptgrundsatz, der ein allgemeines kritisches Gesetz ist, verständigt. Nicht minder wichtig ist aber, daß eine Masse von Fällen, bei welchen man mit innern Gründen ohne ein Ende abzusehen hin und her disputiren könnte, nach dem einmal gewonnenen Vorurtheil ebenfalls äußerlich bestimmt werden können.

Als Beispiel der Wichtigkeit der so eben aufgestellten Regel hebe ich bloß eine einzige Stelle heraus, und zwar eine solche, die dem ersten Anblick nach sich nicht in diese Regel zu fügen scheint, und wo die alte überlieferte Lesart nicht als zufälliger Fehler, als Schreibfehler kann aufgefaßt werden. Diese Stelle ist zugleich von sämmtlichen neuen Editoren und Bearbeitern des philonischen Systems auf die von unserer Ansicht abweichende Weise aufgefaßt worden, so wie von mir selbst, bevor mir jener Grundsatz klar geworden; sie ist zugleich von einigem Interesse hinsichtlich ihres Inhalts. S. 5 F nämlich lesen die Neuern seit Mangey διότι θεῶν ἐμφανῶν τε καὶ αἰσθητῶν ἐμελλεν οἶκος ἔσεσθαι ἱερώτατος, die ältern dagegen auf die Autorität des Turnebus hin, welche seither durch den cod. A gestützt wurde, statt ἐμφανῶν — ἀφανῶν. Es ist von dem Himmel die Rede, der aus dem reinsten Stoffe gebildet, zum Tempel der Götter bestimmt sei. Die Erwähnung unsichtbarer Götter hat in den Schriften des Juden etwas Auffallendes. Wenn man aber die ganze Stelle nach hellenischer, namentlich platonischer (Tim. 40 Epinom. 983 ff.) und stoischer (Cic. de nat. Deor. II., 25 cfr. 16) Anschauung auf die Gestirne bezog und auf sichtbare Untergötter, so verlor sie vieles von ihrer Härte, und das mußte man ja ohnehin wegen des αἰσθητῶν; die sichtbaren Götter sind die Gestirne, göttlicher Art, S. 19 M, 33 M, fragm. M II. 643 F, Statthalter Gottes, die aber nicht göttlich zu verehren sind, de Monarchia I. J. — Und doch ist ἀφανῶν weder durch Textesverderbniß noch durch Emendation entstanden, denn es giebt einen klaren bestimmten und zugleich schwierigen Sinn. Zudem hätte der Gegensatz, der durch die Worte τε — καὶ angedeutet wird, die Neuern stutzig machen sollen. Und wer liest denn ursprünglich ἐμφανῶν? Die Repräsentanten des jüngsten Textes, der cod. Mediceus und Augustanus, welcher letztere überhaupt von allen übrigen sich jenem am meisten nähert. Es hat aber schon Benzelius im Allgemeinen auf die richtige Erklärung hingewiesen, wenn er zu dieser Stelle bemerkt: Philoni θεοὶ ἀφανεῖς sunt αἱ τοῦ θεοῦ δυνάμεις, et αἰσθητοὶ, οἱ ἀστέρες. Illarum varia genera et classes constituit, supremam vero δύναμιν et antiquissimam τὸν λόγον; quin et non nunquam idearum divinarum, et angelorum nomine has δυνάμεις insignit. Da dieser richtigen, aber nur flüchtig hingeworfenen, Erklärung von keinem der Spätern eine Folge gegeben wurde, so ist dieselbe hier noch genauer zu erörtern. Jeder Zweifel an ihrer Richtigkeit muß gehoben werden durch die Vergleichung der Stelle in unserer Schrift S. 33 M. Es ist dort ebenfalls vom Universum und seinen Bewohnern, den μεγαλοπολῖται, die Rede: οὗτοι δὲ τίνες ἂν εἶεν, ὅτι μὴ λογικαὶ θεῖαι φύσεις, αἱ μὲν ἀσώματοι καὶ νοηταὶ, αἱ δὲ οὐκ ἄνευ σωμάτων, ὁποίους συμβέβηκεν εἶναι τοὺς ἀστέρας; Es sind eben mit ersteren die von Gott zunächst emanirenden λόγοι, δυνάμεις, die unsichtbaren, das All zusammenhaltenden Kräfte gemeint, die Gott über Himmel und Erde erstreckt, de migrat. Abrah. 416 M, da er selbst nicht unmittelbar mit der Welt in Berührung treten darf. Es sind dieselben unsichtbaren Götter, welche S. 15 F eben-

falls nach platonischer (Tim. 41. c) Ansicht als Weltschöpfer, δημιουργοὶ, vorkommen, die ἀσώματοι λόγοι, de somniis I., 584, welche den θεῖος τόπος erfüllen. Vergl. übrigens Dähne a. a. O. I. 231, 241, 260, 306, 311, 313.

2) Als zweite äußere Regel ergiebt sich uns, daß, da jede einzelne der beiden Hauptquellen des ältern Textes als einzelnes Exemplar zufälligen Verstümmelungen des Textes ausgesetzt war, diejenige von beiden, wenn beide differiren, den Vorzug verdient, welche durch die andern Manuscripte unterstützt wird, besonders wenn die entgegengesetzte Lesart als eine zufällige Verstümmelung kann oder muß aufgefaßt werden. Nach dieser Regel ist z. B. S. 2 M die Lesart des cod. A ἐναργῶς vorzuziehen statt ἐναγῶς des Turnebus und οὐκ εὐαγῶς einiger Manuscripte bei Mangey, weil erstere Lesart noch durch einen Pariser Codex unterstützt wird. Eben so S. 37 J die Lesart χυλοὺς bei A, cod. Turn., var. Turn., var. Höschel., Aug., Coisl., gegen Turnebus unpassendes χιλοὺς. Und so sehr oft.

3) Da die Varianten des cod. A noch nicht vollständig angegeben sind, so frägt es sich, wie einstweilen zu verfahren sei, wenn Turnebus und die Manuscripte Mangey's von einander abweichen, namentlich wo letztere nicht deutlicher namhaft gemacht werden? Es kommt auf den Charakter der Lesart an. In der Regel verdient Turnebus vor den Mangey'schen Handschriften den Vorzug, außer wo der Schreibfehler klar ist, wie z. B. S. 9 F, wo er αὐθης st. αὐθις liest, und S. 19 M, wo das sinnlose ὀδοῦσι st. ἰδοῦσι ebenfalls dahin gerechnet werden muß.

4) Derselbe Unterschied ist nach dem Charakter der Varianten zu machen, da wo zwar die Lesart des cod. A angegeben ist, aber weder mit Turnebus, noch mit andern Quellen übereinstimmt, sondern überall Verschiedenheit herrscht. In erster Linie stehen natürlich Turn. oder A, aber welcher von beiden vor dem andern, wenn keiner von einem dritten Zeugen gestützt wird, den Vorzug verdiene, getraue ich mir nicht nach bloß äußern, historischen Gründen zu bestimmen. Aber in zweiter Linie stehen die andern.

Ist so auf äußerm Wege die historische Basis der kritischen Operationen gewonnen, d. h. der älteste historisch überlieferte Text, so ist dann um so mehr der innern Kritik Raum zu gestatten, da der überlieferte Text entweder in vielen Fällen anerkannter Maßen verderbt oder selbst schon vermöge einer gewissen aber falschen Kritik emendirt ist. In den ältern Quellen haben wir oft offenbare Verderbnisse vor uns, in den jüngern verhältnißmäßig weniger. Warum wohl? Weil sie emendirt sind, und daher nicht immer auf Ueberlieferung, sondern auch auf Conjekturen ihr Text zurückzuführen ist. Ihre Conjekturalkritik hat aber vor der unsrigen kein Recht voraus, um so weniger, da man weiß, daß auch sonst die falsche Kritik weit mehr geschadet hat als alle Nachläßigkeit. So hat auch Lachmann bei seiner Rechenschaft über seine neutestamentliche Kritik darauf aufmerksam gemacht, wie nach dem streng historischen Verfahren der Conjekturalkritik wieder ihr Recht

erweitert werde. Bei Philo ist zudem die Zahl, das Alter und die Collation der Quellen nur unbedeutend, und selbst da, wo alles dieß in viel vollkommnerm Grade der Fall ist, muß man der Conjekturalkritik den Zutritt offen erhalten. Mäßigung in der Anwendung versteht sich von selbst, und jeder einzelne Versuch der Conjekturalkritik wird nur selten von der Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit erhoben, und gewöhnlich ein bloßer Vorschlag bleiben.

Ich habe kein Bedenken getragen, Conjekturen von andern aufzunehmen, an einigen Orten selber dergleichen aufzustellen, dafür aber auch mir erlaubt, Conjekturen anderer als unnöthig urd unrichtig abzuweisen, was ich immer für einen Gewinn achte.

Daß Mangey's Conjekturen nicht immer zu verwerfen seien, geht daraus hervor, daß sie bisweilen sogar durch den codex A nachgehends unterstützt worden sind. Dahin ist die Stelle zu zählen S. 13 J. Hier liest Turnebus, und nach ihm Höschel, Pfeiffer und Richter, welche beiden letztern doch sonst in Beibehaltung Mangey'scher Fehler nichts weniger als scrupulös sind, χιλοὺς, also: χρώματα μὲν ἡ ὅρασις, φωνὰς δὲ ἀκοὴ, χιλοὺς δὲ γεῦσις, κ᾽ τ᾽ λ᾽ sc. δικάσει. Dafür hat nun Mangey ohne Autorität, ohne wenigstens eine anzuführen, χυλοὺς, und zwar mit Recht, in den Text aufgenommen. Denn daß dieses Wort durch den Zusammenhang und Sprachgebrauch (von den verschiedenen Arten des Geschmacks und nicht vom Futter muß ja die Rede seyn) erfordert werde, ergiebt sich ganz deutlich aus den Stellen S. 32 J, 37 J, 38 M, legg. alleg. I., 45 J, quod a Deo mittantur 569 M, de mercede meretr. 864 J, de migrat. Abrah. 395 F. An andern Stellen steht mehr nach aristotelischem Sprachgebrauch das mit χυλός verwandte χυμός, wie z. B. de confus. ling. 327 F, aus Aristoteles vergl. de anima II., 10, de sensu 4, u. o. An unserer Stelle hat nun allerdings auch cod. Turn. die richtige Lesart, und daher wird die Lesart von uns nicht mehr aus bloß innern, sondern auch schon äußern Gründen nach unserer zweiten Regel aufgenommen; allein Mangey kannte diesen codex so wenig als den cod. A. Allerdings steht ferner die richtige Lesart unter den Varianten des Turnebus, die Mangey aber auch nie berücksichtigt. Ihn haben offenbar die Parallelstellen geleitet, indem S. 32 J χυλῶν ohne Variante gelesen wird, S. 37 J χυλοὺς allerdings gegen die frühern Editionen nach Mangey's Handschriften Aug. und Coisl., dann steht es aber auch noch in cod. T. und var. T., und was auf unserm Standpunkte das Wichtigste ist, indem daraus auf sein Zeugniß in unserer Stelle geschlossen werden kann, in cod. A. In der letzten Parallelstelle endlich aus unserer Schrift lesen bereits die Pariser und Frankfurter Edition nach var. T. (womit cod. T. übereinstimmt) richtig. Mangey's Conjektur, obschon mit Hülfe der Parallelstellen gemacht und leicht, ist deßwegen nicht weniger ein Beweis richtiger Conjektur, dergleichen viele in den Text stehen geblieben sind und stehen bleiben müssen. Eine andere Frage ist bei unserer Stelle freilich die, ob diese Conjektur Mangey gebühre, da bereits Sigismund Gelenius mit sapores übersetzt. Dem möge aber sein wie ihm wolle, Mangey hat die Conjektur in den Text genommen.

Eine andere Stelle, in welcher noch einfacher die Conjektur Mangey's eine Stütze erhielt, ist S. 28 F τιμῆς μὲν ἔλαχεν (nämlich die Siebenzahl) ἐν τῇ φύσει τῆς ἀνωτάτω, wie Mangey und der cod. A lesen gegen die Lesart der übrigen τῇ ἀνωτάτω. Die Richtigkeit jener Lesart geht aus dem Zusammenhange hervor. Es war in dem Vorhergehenden hinlänglich gezeigt worden, daß die Siebenzahl in der ganzen Natur, ἐν τῇ φύσει, nicht bloß etwa nur in der höhern oder himmlischen, sondern auch in der irdischen, Ehre erlangt habe. Würde man τῇ ἀνωτάτω lesen und somit diese Worte mit ἐν τῇ φύσει verbinden, so müßte man es auf die höhere Natur des Himmels beziehen, wie z. B. Col. III., 1, τὰ ἄνω im Gegensatz gesagt ist zu τὰ ἐπὶ τῆς γῆς, und Act. Thom. §. 36, wo sogar ὁ ἄνω κόσμος von Gott und den Engeln gebraucht ist. Die Ehre der Siebenzahl in der Himmelsnatur, in den Gestirnen u. s. w. würde dann in Gegensatz gesetzt zu der Ehre bei dem Menschen, welche in den unmittelbar nachfolgenden Worten erwähnt wird: τιμᾶται δὲ καὶ παρὰ τοῖς δοκιμωτάτοις τῶν Ἑλλήνων καὶ βαρβάρων κ᾽ τ᾽ λ᾽. Dieser Gegensatz ist aber weder an sich genau, noch in dem Sinne Philos begründet. Der natürliche Gegensatz von der Ehre bei den Menschen, der subjektiven, ist die objektive Ehre, die Ehre in der Natur, mit der die Siebenzahl geehrt ist. So meint es auch Philo, der im Vorhergehenden ganz weitläufig von den Vorzügen der Siebenzahl auch in irdischen Verhältnissen gesprochen hatte, und darauf bezieht sich recapitulirend unsere besprochene Stelle, während mit τιμᾶται δὲ zu etwas Neuem übergegangen wird. Es ist also τῆς richtige Conjektur. Dergleichen Fälle, in denen Mangey's Conjektur durch den cod. A eine Autorität erhält, ließen sich aus den übrigen Schriften Philos noch mehr anführen.

Ich gehe daher noch einen Schritt weiter und entscheide mich auch noch an einigen andern Stellen für Mangey's Conjektur, ohne daß dieselbe durch irgend einen Zeugen unterstützt würde, so viel wenigstens von Mangey und Pfeiffer, die allerdings nichts weniger als eine vollständige Collation mittheilten, berichtet wird, oder aus den von mir neu verglichenen Quellen hervorgeht. Zu solchen nothwendigen Conjekturen gehört S. 20 M δεκάδος st. ἑβδομάδος, wo Richter ebenfalls Mangey's Conjektur in den Text aufgenommen hat. Der Zusammenhang erfordert sehr einfach diese Emendation. Es werden die Eigenschaften der Siebenzahl getheilt in die der einfachen Siebenzahl, διχῶς ἑβδομὰς λέγεται, ἡ μὲν ἐντὸς δεκάδος ἥτις ἑπτάκις μονάδι μόνῃ μετρεῖται συνεστῶσα ἐκ μονάδων ἑπτά. Dazu kann nun der natürliche Gegensatz kein anderer sein als ἡ δὲ τῆς δεκάδος ἐκτὸς ἀριθμὸς κ᾽ τ᾽ λ᾽. Die Zehnzahl bildet ja die natürliche Gliederung der Zahlen, vergl. S. 10 J, S. 22 M. — Eine andere Stelle ist S. 21 J, wo Mangey's Conjektur beizubehalten ist. Es ist davon die Rede, daß jede Zahl, die durch siebenfache Multiplikation desselben Multiplikators gewonnen wird, zugleich Quadratzahl und Kubikzahl sei, wie z. B. die Zahl 64. Diese Eigenschaft der Siebenzahl ist aber in kosmischer Beziehung von Wichtigkeit, weil sie dadurch sowohl die Natur des Körperlosen als der Körperwelt erhält, — τῆς μὲν ἀσωμάτου

(οὐσίας), κατὰ τὴν ἐπίπεδον ἣν ἀποτελοῦσι τετράγωνοι, τῆς δὲ σωματικῆς, κατὰ τὴν στερεὰν, ἣν ἀποτελοῦσι κύβοι. Statt στερεὰν ist die überlieferte Lesart ἑτέραν. Würde man auch so lesen, so müßte man dieses unbestimmte Wort doch durch στερεὰν erklären müssen, und zwar nach der schon von Mangey angeführten Stelle S. 25 J. καὶ τὴν στερεὰν διὰ κύβου, welcher ich noch andere Parallelstellen beifüge S. 20 M. ἐπιφάνειά δὲ πρὸς τὴν τοῦ στερεοῦ φύσιν ἑνὸς δεῖται, τοῦ βάθους, ὃ προστεθὲν τῇ τριάδι γίνεται τετράς. S. 7 M. τὸ γὰρ σῶμα φύσει στερεὸν, ὅ, τι περ καὶ τριχῇ διάστατον. Στερεοῦ δὲ καὶ σώματος ἔννοιά τις ἑτέρα, πλὴν τὸ πάντη διεστηκὸς; Εἰκότως οὖν ἀντιτιθεὶς τῷ νοητῷ καὶ ἀσωμάτῳ τὸν αἰσθητὸν καὶ σωματοειδῆ, τοῦτον στερέωμα ἐκάλεσεν. Nimmt man noch hinzu einerseits das Ungewöhnliche, Unverständliche und Schiefe des überlieferten Ausdrucks und anderseits die Leichtigkeit, mit der bei der Uncialschrift aus στερεὰν — ἑτέραν werden konnte, so erscheint wohl die Mangey'sche Conjektur als hinlänglich begründet. — Ebenso ziehe ich S. 34 J unbedenklich die Mangey'sche Conjektur ἐξῆρται der überlieferten Lesart ἐξήρτηται vor, wie auch bereits Dahl gethan hat. Es soll dort gezeigt werden, wie der Mensch sowohl die Eigenschaften der Landthiere und Wasserthiere als auch der Luftthiere oder Vögel theile. Mit Vergleichung letzterer heißt es nun vom Menschen: ᾗ δὲ μετέωρον ἀπὸ γῆς ἀνώφοιτον ἐξῆρται τὸ σῶμα, λέγοιτ' ἂν ἐνδίκως ἀεροπορον εἶναι, „insofern er seinen Körper hierauf in die Luft erhebt, kann man ihn mit Recht „einen Luftwandler nennen.“ Es ist bekannt, daß ἀερόπορος eine gewöhnliche Bezeichnung des Vogels ist, vergl. S. 13 M, 14 J, so daß nach dem Zusammenhange der Mensch vorzugsweise vor andern Landgeschöpfen wegen seiner aufrechten Stellung am ehesten so genannt werden mag. Für ἐξαίρομαι, das so gewöhnlich von den Vögeln gebraucht wird, Diod. Sic. II., 133. Hesek. I., 19. de praemiis 911 M, spricht in der hier statt findenden Doppelbeziehung die Stelle de Mose I., 636 F, wo von den Händen des betenden Moses gesagt wird: μετέωροι πρὸς ὕψους ἤρθησαν, καθάπερ αἱ πτηναὶ φύσεις ἀεροποροῦσαι καὶ διέμενον ἀνώφοιτοι. Bloß von den Händen vergl. Jesaj. XIII., 2; von den in die Höhe wachsenden Bäumen und Pflanzen, S. 8 M, vergl. de Mose I. 629 F; tropisch de Mose I., 607 M. τὸν ταπεινὸν μετέωρον ἐξαίρει. Die Lesart ἐξήρτηται dagegen würde den Sinn bieten: „Er läßt den hinauf in die Höhe gehenden Körper von sich hin„unterhängen;“ — ein geschraubter Ausdruck, der der Ansicht Philos gradezu entgegen ist, der ja die Erhebung, nicht das Hinunterhängen herausheben will, dasjenige worin der Mensch gewissermaßen eine Aehnlichkeit mit dem Vogel hat. Zudem läßt sich ἐξήρτηται leicht als Schreibfehler erklären. — Eine vierte annehmbare Conjektur Mangey's findet sich gleich weiter unten auf derselben Seite der Pariser Edition in der Mitte: ἀπεπειρᾶτο δὲ ὡς ὑφηγητὴς γνωρίμου, τὴν ἐνδιάθετον ἕξιν ἀνακινῶν, καὶ πρὸς ἐπίδειξιν (st. καὶ προσέτι) τῶν οἰκείων ἀνακαλῶν ἔργων κ' τ' λ. Es ist dort davon die Rede, daß Gott den Dingen nicht selber die Namen gab, sondern den Menschen dieses habe thun lassen:

„Er machte aber, heißt es, eine Probe, wie ein Lehrer mit einem Schüler, indem er die „der Seele inwohnende Fähigkeit in Bewegung setzte, und sie zur Darlegung (πρὸς ἐπί- „δειξιν, wie das Wort besonders auch von Plato gebraucht wird) der ihr eigenthümlichen „Wirksamkeit aufrief u. s. w.“ So ist der Gedankengang ganz klar und passend und die Kühnheit der Emendation wird durch die von demselben Gegenstande offenbar mit philonischen Ausdrücken redende Parallelstelle aus Johannes Damascenus gemildert, welcher in seiner parallelis sacris sagt: καθάπερ ὑφηγητὴς γνώριμον κινεῖ πρὸς ἐπίδειξιν οἰκείαν κ. τ. λ. Den Sinn der überlieferten Lesart προσέτι hat Niemand verstanden, wenigstens Niemand erklärt. Sigismund Gelenius übersetzt: Itaque periculum faciebat jam noti (!) tamquam praeceptor, insitum ei habitum excitans, et ad contemplationem operum suorum provocans etc. Da ist aber προσέτι nicht übersetzt. Den Fehler in der Uebersetzung des Wortes γνωρίμον hat Mangey allerdings verbessert, im Uebrigen aber die alte Uebersetzung beibehalten; ebenso Pfeiffer. Die Lesart προσέτι läßt keine Construktion zu, und zudem macht dieses so verdächtige Wort eine viel zu starke Trennung zwischen den beiden dem Zweck und Inhalte nach so sehr zusammengehörigen Satzgliedern.

Daneben glaubte ich selbst an einigen Orten mich genöthigt, Conjekturen aufzustellen.

Dahin gehört die Stelle S. 30 J, welche so lautet: ξηρὰ γὰρ ἀπολειφθεῖσα, μὴ παραδυομένης νοτίδος (var. ὑγρότητος) διὰ τῶν ἀραιωμάτων πολυσχιδῶν (var. πολυσχιδῶς) ἐπιφοιτώσης, und dann folgt in allen Editionen κἂν διεῖλεν αὐτό. Da mit den folgenden Worten nothwendiger Weise ein neuer Satz beginnt, so gewähren diese zuletzt angeführten Worte keinen Sinn und Zusammenhang. Es ist hier wie an mehrern andern Orten unserer Schrift von der zusammenhaltenden Kraft der Flüssigkeit die Rede, ohne welche die trockene Erde . . . κἂν διεῖλεν αὐτό! Was soll das heißen? Die lateinischen Uebersetzungen geben: fortasse fatisceret; αὐτό könnte auf nichts anderes bezogen werden, als allenfalls auf γλυκὺ καὶ πότιμον ὕδωρ, was aber dann den völlig verkehrten Sinn gäbe: „Die trockene Erde würde das Wasser trennen, wenn keins da wäre.“ Dieses αὐτό, das so schwierig ist, kann leicht die Conjektur auf eine Passivendung hinleiten. So hat denn auch wirklich bereits Mangey διελύετο vermuthet. Nun findet sich aber im cod. Med. διελέλυετο, woraus eher durch Verderbniß διεῖλεν αὐτό entstehen konnte, namentlich nach der Uncialschrift. Freilich ist das Imperfekt in solchem Nachsatz eines hypothetischen Satzes, der voraussetzt, daß die Sache nicht so sei, das gewöhnliche; allein das Plusquamperfekt ist ja nichts anders als das Imperfekt des Perfekts, welches die in die Gegenwart fortwirkende Vergangenheit bezeichnet, und also hier so gut stehen kann wie das Imperfekt. Hier würde ich nun an der Lesart des cod. Med. nichts anders ändern als κἂν in ἂν, wodurch denn alles klar wird: „ohne welche Flüssigkeit die trockne Erde auf- „gelöst (getrennt) wäre.“ Ob nun der cod. Med. gegen seine sonstige Gewohnheit die der

richtigen Lesart so nahe kommende wirklich überliefert habe, oder ob sie bereits in ihn durch eine glückliche Conjektur hineinkam, welches letztere mir, wenn ich das Gesammtverhältniß der Dinge ins Auge fasse, als das Wahrscheinlichere vorkommt, wage ich doch nicht mit Bestimmtheit zu entscheiden. — Die zweite Emendation, die ich auf solche Weise an eine urkundlich überlieferte Lesart so viel als möglich anschließe, findet sich S. 22 M, wo der alte Text hat: ὁ δὲ αὖ τέσσαρα αὐτὴν καὶ γόνεων καὶ ἐκγόνων ἔχει τάξιν. „Die „Vierzahl hat die Eigenthümlichkeit einzig von allen Zahlen, daß sie sowohl von Zahlen „innerhalb der Zehnzahl gezeugt wird als auch solche zeugt" Statt αὐτὴν haben nun einige Manuscripte bei Mangey die Lesart τοῖν ἀμφοῖν, welche auch in die neuern Editionen übergegangen ist. Offenbar ein gutes Glossem, das aber auf die richtige Lesart τὴν αὐτὴν führt, welches gern die beiden folgenden Glieder mit τε, καὶ, oder mit καὶ, καὶ als verschieden zusammenfaßt. So z. B. Plato de legg. XII, 955. b. τὸν αὐτὸν φίλον τε καὶ ἐχθρὸν νομίζετο πᾶς τῇ πόλει, wo τε — καὶ disjunktiv zu fassen ist, sive, sive, und durch τὸν αὐτὸν beides zusammengehalten wird, so daß man in beiden Stellen durch: beides, sowohl, als auch — übersetzen kann.

Von Emendationen, welche ich rein nach dem Zusammenhange und ohne mich an eine überlieferte Variante (oder vorangegangene Conjektur) anzuschließen wage, ist die erste S. 28 F, wo ich πράγμασιν statt des überlieferten γράμμασιν für durchaus nothwendig halte. Es ist wiederum von der Vortrefflichkeit der Siebenzahl und von ihrer Heiligkeit die Rede: διό μοι δοκοῦσιν οἱ τὰ ὀνόματα τοῖς γράμμασιν ἐξ ἀρχῆς ἐπιφημίσαντες, ἅτε σοφοὶ, καλέσαι τὸν ἀριθμὸν ἑπτὰ ἀπὸ τοῦ περὶ αὐτὸν σεβασμοῦ, καὶ τῆς προσούσης σεμνότητος. Was soll γράμμασιν? Von den Buchstaben ist hier nicht die Rede und kann nicht die Rede seyn; dagegen liegt auf der Hand, den natürlichen Gegensatz πράγμασιν hier festzuhalten und dem Texte wieder zu schenken. Vergl. de Abrah. 367 J., de Cherubim 117 M, legg. alleg. II, 1090 J, de virtutibus 1002 J., fragm. M. II., 659 J, und in unserer Schrift S. 34 M. So steht πράγματα dem ὀνόματα in Plato's Cratylus gegenüber, welches Gespräch Philo bei unserer Stelle, und wo er sonst von der Sprache spricht (z. B. S. 34), vor Augen hatte. Aus dieser platonischen Schrift sind zu vergleichen pag. 386. a. d. 387. b. c. d. 422. c. 423 a. d. Derselbe Gegensatz ist auch in dem Sprachgebrauch der Stoiker geblieben, vergl. Sextus Empiricus adv. mathem. VIII, 11. τὴν φωνὴν.. τὸ σημαινόμενον πρᾶγμα καὶ λεκτὸν. Daß übrigens πράγμαρα und γράμματα durch die Nachläßigkeit der Abschreiber ganz häufig verwechselt und vertauscht werden, darüber vergl. Wesseling zu Diod. Sic. I. 9. Montfaucon in Chrysostomus epist. 114. — Eine andere Emendation aus bloßer Conjekturalkritik mache ich S. 32 M, wo ich nach den Worten ὁμοίως ἐπακμάσας folgende Worte gegen alle Autoritäten weglasse: τῶν κατὰ γενεὰν ἀμαυροτέρας ἀεὶ τὰς τε μορφὰς καὶ τὰς δυνάμεις λαμβανόντων. Ich vermuthe nämlich, diese Worte seien als Glosse oder als Variante der gleichn achfolgenden ähnlichen

Stelle urſprünglich an den Rand hingeſchrieben worden, und ſpäter durch ein Verſehen an die Stelle hier hergekommen. Die Stelle unten heißt aber ſo: *καθ' ἑκάστην γενεὰν ἀμοιροτέρας λαμβανόντων τὰς τε τοῦ σώματος καὶ τὰς τῆς ψυχῆς δυνάμεις καὶ ποιότητας.* Es iſt von den Menſchen die Rede, die von Geſchlecht zu Geſchlecht immer mehr ſich verſchlechtern. Dort paßt nun der Genitiv *λαμβανόντων* ganz gut, da er ſich einfach an *τὸ γένος τῶν ἀνθρώπων* im Vorhergehenden anſchließt, hier hingegen geht vorher *οἱ δ' ἔπειτα*, an das ſich der Genitiv nur nach einer künſtlichen Ausdrucksweiſe anſchließen könnte. Mangey hat dagegen als Conjektur vorgeſchlagen, ſtatt *κατὰ γενεὰν* zu leſen *μεταγενεστέρων*, das Ganze wäre dann erklärender Genetivus absol. zum vorhergehenden *οἱ δ' ἔπειτα*, ein um ſo müßigerer Zuſatz, da er bald nachher und zwar mit denſelben Worten wieder vorkommt. Zudem iſt dieſe Conjektur weit bedenklicher, da ja, falls die Stelle ächt iſt, in der Folge im Parallelſatz Rückſicht auf ſie genommen wird, wo aber *κατὰ γενεὰν* ſteht, das dort ſo gut in den Zuſammenhang paßt. Sollte übrigens das Streichen dieſes ganzen Satzes zu kühn erſcheinen, ſo könnte man ihn auch weiter oben hinter den Worten *τῶν ἐν τῇ φύσει τυγχάνοι* hinſetzen; — nur kommt mir bei dieſer Lage der Dinge die zuerſt von mir angeführte Conjektur nicht bloß als die wahrſcheinlichere und weniger kühne vor, ſondern auch als eine nothwendige. In tauſend Stellen ſind uns die Kritiker vorangegangen, welche von zwei einander ſich ähnlich lautenden Stellen die eine aus dem Texte entfernten, beſonders wenn ſie tautologiſch dem Zwecke des Schriftſtellers nach iſt und erſt noch nicht recht ſich in die Conſtruktion hineinſchicken will. — Kühner erſcheint mir endlich allerdings das Ausſtoßen der Worte *ἥ τε ἀντίῤῥοπος στρατιὰ τῆς τῶν ἀπλανῶν* S. 26 M, die mir mehr als verdächtig, und nicht nur gegen den Zuſammenhang der Stelle an ſich, ſondern auch überhaupt der philoniſchen und antiken Anſicht entgegen ſind. Kühner, ſage ich, da mein Verfahren hier ſich nicht an etwas Aeußeres anſchließen kann, wie bei der vorigen Stelle. Der Zuſammenhang der Stelle iſt nun dieſer: Philo führt die Eigenſchaften der Siebenzahl an und kommt ſo auf die in dieſer Hinſicht im ganzen Alterthum ſo wichtigen Planeten zu reden, von denen er ſo ſpricht: *Οἵγε μὴν πλάνητες [ἥ τε ἀντίῤῥοπος στρατιὰ τῆς τῶν ἀπλανῶν] ἑπτὰ διακοσμοῦνται τάξεσι, πλείστην ἐπιδεικνύμενοι συμπάθειαν πρὸς ἀέρα καὶ γῆν.* Daß Philo bei ſeiner weitläufigen Abhandlung über die Siebenzahl und ihrer kosmiſchen Bedeutung auch einmal von den ſieben Planeten ſprechen müſſe (und in Beziehung auf die Siebenzahl thut er es nur hier in unſerer Schrift), das verſteht ſich doch wohl von ſelbſt und läßt ſich gar nicht anders erwarten. Nach der gewöhnlichen Anſicht des Alterthums ſpricht er immer von ſieben Planeten, vergl. S. 28 M, legg. alleg. I., 41 F, de Cherubim 111. F., de Mose II., 669 M, deren Namen er anführt, quis rerum divinarum 511 M. Es iſt aber hier nicht von dieſen ſieben Planeten als ſieben einzelnen Himmelskörpern die Rede, ſondern inſofern ſie ſieben Ordnungen oder Theile von der Welt ausmachen, *τάξεις*. Die Welt wird nämlich

schon nach der Ansicht der ältern Pythagoreer in neun Theile getheilt, wovon sieben auf die Planeten, einer auf die Fixsterne und einer auf die Erde fällt, eine Anschauungsweise, welche diesen ihren Grundzügen nach im ganzen griechischen und lateinischen Alterthum beibehalten wurde, vergl. Plato's Timäus 36. d. Aristot, de mundo II., 2. Joann. Tzetzes zu Hesiod. pag. 93. a. ed. Heins., Joann. Protospatharius ibid. 181., Macrobius Somn. Scrip. I. 11 F, 14 F, 6, II., 4. 9. Saturn. I. 19 F. u. a. m. Und diese Eintheilung ist denn auch sonst bei Philo ausgesprochen: de Cherubim 112 J, quis rerum 513, de decalogo 759, de Somniis I., 568 M. Die sieben Welttheile, welche die Planeten bilden, heißen auch Sphären, auch Kreise (κύκλοι), oder wie hier Ordnungen, Schaaren, τάξεις, letzteres de congressu 439 J, Vergl. Plutarch de exilio 11: τῶν πλανήτον ἕκαστος ἐν μιᾷ σφαίρᾳ, καθάπερ ἐν νήσῳ, περιπολῶν, διαφυλάττει τὴν τάξιν. Mit dieser der ganz gewöhnlichen antiken und philonischen Ansicht entsprechenden Erwähnung der Planeten an unserer Stelle steht nun aber im grellsten Widerspruch, was von den Fixsternen beigefügt ist: ἥ τε ἀντίῤῥοπος στρατιὰ τῆς τῶν ἀπλανῶν. Wie nämlich die Planeten mit ihren sieben Theilen mit dem achten der Fixsterne unter der Zahl sieben zusammengefaßt werden können, ist nicht wohl abzusehen. Auch weiß ich nicht, wie man die Fixsterne für sich mit dieser Zahl in eine Annäherung bringen könnte. Es ist klar, daß nach dem Zweck der Stelle Philo bloß von den Planeten reden will, und zwar muß er, wie bereits bemerkt, dieß thun. Dagegen begreift man nicht, warum er hier auch noch die störenden Fixsterne, die in solchem Widerspruche mit dem Gedankengange und der Gesammtanschauungsweise stehen, anführen sollte. Wegen der Zahl sieben konnten die Fixsterne nicht angeführt werden, wohl aber wegen der im Folgenden beiläufig erwähnten Sympathie des Himmels mit der Erde. Mir scheinen daher diese Worte von einem unverständigen Abschreiber beigefügt, der die Stelle außer allem Zusammenhang betrachtete, und den Nachdruck derselben statt auf die Siebenzahl, auf die συμπάθεια legte, die Wortstellung übersehend. Ein solcher mochte gewohnt sein, neben den Planeten sowohl sonst die Fixsterne genannt zu sehen, und namentlich auch dann, wenn wie hier, von dem Einflusse der Gestirne auf die Witterung die Rede ist. So in der Stelle S. 12 M. F, welche überhaupt zu vergleichen ist. Dazu kam noch, daß das Wort συμπάθεια von der Sympathie des gesammten Himmels mit der Erde gebraucht wird, wonach das Irdische vom Himmlischen in Abhängigkeit steht, vergl. S. 27 M, de migrat. Abrah. 415 F, 416 J, bei Plin. H. N. II., 8. societas coeli nobiscum, Cicero de divin. II., 60. Convenientia et conjunctio naturae, quam vocant συμπάθειαν. Allein dabei ist nicht zu übersehen, daß diese Sympathie vorzugsweise den Planeten zugeschrieben wurde: ὑφ' ὧν κατὰ συμπάθειαν οἱ Χαλδαῖοι πάντα γίνεσθαι νομίζουσι τὰ περὶ τὸν θνητὸν βίον κ' τ' λ. Clemens Alex. stromm. VI., pag. 813. Den Zweck der Hinweisung auf die Planeten vor allem andern ausschließlich hat hier offenbar der Superlativ πλείστην, gerade wie es legg. alleg. I., 42 J vom Monde heißt: συμπαθεσ-

τάτου πρὸς τὰ ἐπίγεια τοῦ ἄστρου. Je näher der Erde eine Sphäre, deſto größer iſt die Sympathie derſelben zu ihr. — Die Erwägung aller dieſer Umſtände ſcheint mir die Nothwendigkeit darzuthun, dieſe Worte als unächt, oder doch, bevor eine annehmbare Erklärung derſelben gegeben ſein wird, als verdächtig anzuſehen.

Dieſe Conjekturen glaubte ich ſowohl aufſtellen zu dürfen als auch zu müſſen. Mir kommen ſie nothwendig vor, ob ich ſie gleich nicht mit der Hartnäckigkeit feſthalte, mit der man gewöhnlich Lieblingsfehler umfaßt. Im Gegentheil, man erweist mir einen wahrhaften Gefallen, wenn man mir zeigen kann, daß meine Conjunkturen nicht nothwendig ſeyen, daß man vielmehr mit der überlieferten Lesart ganz gut oder noch beſſer auskommen könne.

Den Gefallen, den ich für mich in Anſpruch nehme, will ich noch zum Schluß Creuzern und Markland zu erweiſen ſuchen, indem ich zwei von ihnen vorgeſchlagenen Conjekturen als unnöthig und ſogar unzweckmäßig abzuweiſen gedenke.

Creuzer hat nämlich S. 37 M die Conjektur φύσει vorgeſchlagen (Theol. Studien a. a. O. S. 41), σπεύδει τε γὰρ φύσει πᾶν ζῶον ὡς ἐπὶ ἀναγκαιότατον καὶ συνεκτικώτατον τέλος ἡδονὴν, καὶ μάλιστα ἄνθρωπος, was ſehr gut in den Zuſammenhang paßt, da aus Anlaß des erſten Sündenfalls gezeigt werden ſoll, wie jedes Geſchöpf und ſo auch vor allen der Menſch nach der ἡδονή ſtrebe. Und doch verdankt dieſe Conjektur ihr Daſein einer bloß oberflächlichen Betrachtung der Stelle. Die alten Editionen und der cod. A leſen φησὶ, Mangey mit den neuern φασὶ. Erſteres ſcheint ſchwieriger, da hier gar nicht von einem Citat aus einem Schriftſteller mit deutlichen Worten geſprochen wird; φασὶ bezöge ſich ohne alle exegetiſche Schwierigkeit auf die Epikureer überhaupt, gegen welche hier polemiſirt iſt. Dann muß man aber, hält man ſich zunächſt an letztere Lesart, die Paragrapheneintheilung etwas anders einrichten, als hier Richter gethan hat. Dieſelbe hängt mit dem Verſtändniß der ganzen Stelle aufs genaueſte zuſammen. Ich beginne den §. 57 etwas weiter oben ſchon mit den Worten φωνὴν δὲ ἀνθρώπειον κ᾽ τ᾽ λ, mit welchen Worten der Grundgedanke des ganzen Paragraphs eingeführt wird, nämlich die Frage, warum die Schlange mit menſchlicher Stimme begabt dargeſtellt ſei? der Anfang des folgenden Paragraphen ἀπόχρη δὲ δείγματος ἕνεκα καὶ τὰ νῦν εἰρημένα ὧν χάριν ἀνθρωπίνην φωνὴν ἔδοξεν ὁ ὄφις προΐεσθαι blickt nun wieder auf dieſen Grundgedanken zurück, wie Philo ſo gern zu thun pflegt bevor er einen Abſchnitt verläßt und zu einem Folgenden übergeht. Dieſe von mir angegebene Paragrapheneintheilung geht alſo ſchon aus den äußern Andeutungen Philo's ſelbſt hervor. Der Inhalt ſpricht aber eben ſo ſehr für dieſe Abtheilung. Die Schlange wird nämlich, das iſt Philo's Anſicht, darum mit menſchlicher Stimme begabt dargeſtellt, weil die Luſt, welche durch die Schlange allegoriſch vorgeſtellt werde, viele Vertheidiger und zwar beredte habe, die ſie zum Prinzip (ἀναγκαιότατον καὶ συνεκτικώτατον τέλος) erheben möchten. Von dieſen heißt es, daß ſie alle Kraft-

äußerung ohne irgend eine Ausnahme auf dieselbe zurückzuführen (*οἳ τολμῶσιν ἀναδιδάσκειν, ὅτι τὸ πάντων κράτος ἀνῆπται κ᾽ τ᾽ λ᾽*), und daß bloß die Ansichten anderer zu Gunsten der Lust angeführt werden, sieht man aus den Schlußworten des Paragraphen: *λέγεται δὲ καὶ ἄλλα πρὸς ἔπαινον τοῦ πάθους* (dieser Leidenschaft der *ἡδονή*) *παμπληθῆ, καὶ ὡς ἐστιν οἰκειότατον καὶ συγγενέστατον ζώοις.* In der Mitte werden nun die bedeutendsten Gründe für den Einfluß der *ἡδονή* eingeführt, aber wohlverstanden nicht als Ansicht Philos, sondern der epikureischen Verfechter und Vorkämpfer (*ὑπερμάχοι καὶ προαγωνισταί*) jener Lust. Die Ansicht Philo's, welcher dieser schnurstracks entgegen ist, ist in folgendem Paragrah deutlich genug ausgesprochen. Somit ist klar, daß er, wie so oft, so auch hier gegen die Epikureer polemisirt, und zwar nicht bloß in den hier angegebenen Hauptgedanken, daß die Lust Prinzip sei, sondern auch in dem Hauptgrund, der in der Stelle, um die es sich hier zunächst handelt, dafür angeführt wird, und den Philo hier nach den epikureischen Dogmen anführt, vergl. Diog. Laart. X., 23 (34), 129, 137. Ein Hinweisen auf eine andere Meinung ist also hier in der Mitte des Paragraphen eben so natürlich und so gut in der Ordnung wie am Anfange und am Schlusse desselben und die Conjektur *φύσει* nicht nöthig. Aber sollen wir nun *φασὶ* lesen, dessen Vater wir nicht kennen, oder das schwierigere *φησὶ*? Die äußern sowohl als innern kritischen Grundsätze sprechen für letzteres. Von einem einzelnen Epikureer kann allerdings nach der ganzen Haltung des Paragraphen nicht die Rede sein, aber das Wort ist impersonell zu nehmen, wie es nach dem Vorgange Platon's (apol. c. 14. 16) bei den hellenistischen Juden allmählig zur stehenden Citationsformel wurde. Vergl. Winers neutest. Gram. 229, aus dem N. T. 1 Cor. VI, 16. 2 Cor. X, 10, VI, 2 und Rückert zu Epheser IV, 8. So gebraucht Philo öfters dieses Wort impersonell, z. B. in unserer Schrift S. 30 F, wo der cod. Med. ebenfalls *φησὶν* in *φασὶ* umgeändert hat. Auch die griechischen Kirchenväter haben diesen Sprachgebrauch beibehalten. Wahrscheinlich spielt hier Philo auf eine Stelle aus Epikurs Schriften an, vielleicht aus der Schrift *περὶ τέλους*, welche dessen Anhänger öfters im Munde führen mochten.

Die Conjektur Marklands endlich, die ich zurückweisen zu müssen glaube, ist *ἀληθεσθέρων* statt *ἀληθεστέρων*, S. 12 M. Die Stelle lautet folgendermaßen: *ἤδη δὲ καὶ κλόνον καὶ σεισμὸν γῆς ἐκ τῶν κατ᾽ οὐρανὸν κινήσεων στοχασμῷ προεσήμηνάν τινες, καὶ μυρία ἄλλα τῶν ἀληθεστέρων.* Philo redet davon, daß die Gestirne mit Recht in der Schöpfungsgeschichte der Genesis als Zeichen (*σημεῖα*) bezeichnet seyen, indem aus ihrer Stellung und Bewegung Witterung und Erdbeben vorausgesagt worden seien, und noch viel anderes *τῶν ἀληθεστέρων*. Diese Wendung fällt auf, weil man es dem Philo anzuspüren glaubt, wie er gerade die sichersten Dinge vorwegnehme und andere ihm weniger sichere aus Scheu vor einem rationalistischen Einwurf nur so mit allgemeinem Vorübereilen und gleichsam problematisch berühre. Darum hatte schon vorher Mangey *ἀδηλοτέρων*

vorgeschlagen; auch das marklandische ἀηθεστέρων würde dem philonischen Sprachgebrauch nicht entgegenstehen. Allein Philo kann auch umgekehrt aus mehr als einem Grunde bewogen, die Sache lieber umgekehrt gefaßt haben, so daß er dasjenige, was noch sicherer und gewisser aus den Gestirnen vorausgesagt wurde, allgemein angiebt, gerade wie einer, der, nachdem er seine Behauptung durch mehrere Einzelnheiten hindurch ausgeführt, zuletzt noch kurz mit einer gewissen Bestimmtheit auf das Allgemeine sich beruft: „Nicht nur Erd-„beben sind aus den Bewegungen der Himmelskörper vorausgesagt worden, sondern noch „tausend andere Dinge, die noch viel sicherer sind.“ Es ist bekannt, wie sehr in damaliger Zeit eine Masse von Erfahrungen über Himmelsanzeigen das Leben des griechischen und römischen Landmanns und Schiffers beherrschte, worüber namentlich Plinius der ältere und Aratus und des letzteren Ausleger Voß nachzusehen sind, Anzeigen, die unserm Schriftsteller, besonders wenn sie an gewisse Lokalitäten geknüpft waren, noch sicherer als die von ihm namhaft gemachten vorkommen konnten, und die er eben wegen ihrer Spezialität da, wo es ihm bloß um einige Beispiele zur Belegung einer hingeworfenen Behauptung zu thun war, anzuführen nicht zweckmäßig fand.

Die Rektoratsrede wird Donnerstags den 26 September in der Aula des obern Collegiums gehalten. Zu dieser Feierlichkeit werden die hohe Regierung, das löbl. Erziehungscollegium, die löbl. Curatel der Universität und des Pädagogiums, die Genossen der E. akademischen Zunft, die Studirenden und alle Freunde der Wissenschaft ergebenst eingeladen.